

[Nachdruck verboten.]

38]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Nach vierzehn Tagen nahm ihn der Alte ins Gebet.

„Ich sehe Ihnen die ganze Zeit zu, Kollege,“ — er lächelte und kniff das linke Auge zu, — „Sie kommen aber so nicht weiter. Sie machen sich unnötige Arbeit erstens und unnötige Feindschaft zweitens. Sie kommen so hier nicht durch. Die Bauernschädel sind hart, und Ihre Jugend rennt sich an ihnen zu schanden. Hören Sie — nicht gleich hinrennen, wenn einer kommt. Ausfragen — dann hören — man muß da gleich merken, ob's not tut — und wenn's nicht not tut, erst einen Rat geben. Einen Tee verordnen, das Bett oder ein gehöriges Müßöl. Das ist so fürs erste. Versprechen, daß Sie kämen. Ruft man nicht wieder nach Ihnen, dann nicht kommen. Dann hat der Tee oder das Bett oder das Müßöl geholfen. Und auch dann, wenn Sie wirklich noch einmal gerufen werden, sagen, daß das Müßöl gerade das Richtige war und dabei bleiben. Ich werde Ihnen nachher unsere Hauptesorten erklären. Warmes Wasser mit Salz ist ein gutes Brechmittel. Vergiftungen kommen kaum vor. Dem Kopf können Sie kalte Umschläge geben, aber nur sonst nicht. Das tut der Bauer nicht. Er denkt, Sie bringen ihn um. Und wenn er sie einmal macht, macht er sie falsch. Etwas anderes ist ein heißer Branntweinumschlag auf den Leib. Einreiben mit heißem Gänsefett. Wenn das Müßöl nicht hilft, Klister meinetwegen. Aber nicht gleich die Apotheke. Ihre Arbeit bleibt erfolglos. Glauben Sie mir, ich bin ein alter Praktikus. Und ich bin aus der Gegend, ich weiß das, und ich kenne die Leute. Nichts für ungut.“

Philipp lernte die Leepflanzen kennen, wie sie hier angewandt wurden, der Alte verriet ihm ein paar besonders wirksame Mischungen, und er fügte sich. Er entschlug sich nach und nach der Skrupel und praktizierte auf die Art des Alten. Und so ging alles gut.

Der Winter schneite die Welt ein. Philipp stapfte manchmal durch den Schnee aus purer Lust; oft aber auch rief die Pflicht und gebot schwere Gänge.

Und des alten Doktors Pfeifen schmeckten vorzüglich. Und an seinem Tische plauderte es sich zu gemächlich. Man war ganz und gar daheim. Der Doktor erzählte gern, und die alte Doktorin wurde manchmal verlegen und schamrot bei den Witzen und Streichen, die er zum besten gab, aber sie scheute sich auch einmal vor einer derben Rede nicht und packte das Wort niemals zimperlich an, wenn es ihr von etwas helfen sollte, was sie auf dem Herzen hatte. Sie verstanden sich sehr gut alle drei zusammen. So abseits von der Welt, so ganz allein und zutraulich, da war doch alles Leben wie die Glocken auf dem Kirchturm, die sicher in ihrem Stuhle hängen, mag kommen draußen was will, und jeder die Stimme lassen, die ihr zu gebrauchen gegeben und die die Gelegenheit von ihr fordert, und die so einträchtiglich zusammenläuten am Sonntag, wenn der liebe Herrgott sich ein wenig im Dorf ausruhen will von seiner langen Wanderung durch die Welt.

Der Mutter schrieb Philipp herzliche Briefe und erzählte das Leben hier und die Güte der alten Leute und ihr liebes Liebsein; Luise schrieb er nichts davon. Das würde sie doch nicht verstehen. Da es ihm aber etwas Unschamhaftes hatte, Gefühle in Worten so klar auszudrücken und damit ganze Briefe zu füllen, so entdeckte er bald, daß er ein schlechter Briefschreiber sei, und er wurde immer mehr und mehr schreibfaul.

Das Frühjahr kam und brachte viel Aderlässe. Die Bauern schonten sich selbst nicht. Sie kamen und verlangten sie. Und Philipp zapfte ihnen ohne viel Widerstreben das veressene Winterblut ab. Der alte Doktor hatte ordentlich seine Freude daran, was für ein eifriger Aderlasser und Blutschöpfer er geworden war. Denn nun sah er auch, daß die Bevölkerung Vertrauen in seinen Vertreter hatte und ihm gut war.

Das dürre Eichenlaub raschelte und knisterte, wenn der Märzschnee drausschlug oder an ihm vorbeifuhr in den launi-

gen Winterwehen. Die Wasser stürzten schäumend zu Tal und richteten nicht selten Unheil an.

Philipp war nun ganz eingewöhnt. Da kam ein Brief von Professor Winter. Es gab eine Stelle für ihn an einem Sanatorium an der Bergstraße. Zimmer als Zwischenstation, bis die psychiatrische Klinik an der Universität eingerichtet wäre.

Die alten Doktorleute waren bestürzt und betrübt.

Ob sie's hätten an etwas für ihn fehlen lassen?

Philipp konnte nicht Worte genug finden, ihnen eine solche Meinung auszureden. Nicht Worte genug, ihnen zu schildern, wie gut es ihm hier gefallen habe, und daß es ja ganz ohne sein Zutun geschehen sei, daß die Stelle für ihn ausgemacht worden.

Es wurde traurig zwischen ihm und den beiden alten Leuten, bis sie sich wieder zu schweigender Geiterkeit fanden. Und dann, eines schönen Nachmittags, da die Sonne so eigen lockend durchs Fenster gestrichen kam und draußen in der Rinde die Sperlinge schilpten und die Amsel zum ersten Male einen lauten Schlag probierte und von der anderen Seite, der Gartenseite, der Duft des Nußbaums scharf in die Stube gezogen kam, da war's, daß Philipp sich die dritte Pfeife stopfte vor Aufregung — er hatte sie sich alle Zeit gut schmecken lassen, aber heute zog etwas mit dem blauweißen Dampf und umlagerte ihn etwas in dem Tabakgeruch und in seiner Mischung mit dem Sonnenschein und dem Nußbaumduft — daß er nicht wußte, was tim, wo anfangen und wo aufhören — und daß er auf und nieder ging, mal am Fenster stehen blieb und hinaus sah, mal die Dinge des Zimmers eingehend betrachtete, als sähe er sie zum ersten Male, und nur immer den einen Gedanken mit sich trug, daß er wieder von hier fort müsse — aber dabei nicht stehen blieb, immer weiter spiritisierte, endlos weiter, einen langen Wandwurm, der nicht Glied und Fuß, nicht Kopf und Schwanz hatte. Und er empfand es wohl, die Gedanken so lange zu ziehen und nicht klar werden zu lassen, gleich Säen, die wohl einmal angefangen worden, aber kein Ende nehmen wollen und immer wieder einem Einfall nachgehen, den sie sich anhängen, bis sie wie ein Rappenkleid geworden sind, in dem keine Gestalt klar wird.

Da klopfte es vorsichtig, und der Alte kam hereingekäpelt.

„Kollege“, sagte er, „es ist so ein Zugtag heute. Ich weiß, wenn man jung ist, da ist's an so einem Tag, als sei man an hundert Leinen und Stricke gebunden und es ziehe einer irgendwo, und man müsse hinaus. Sie spüren das heute auch und gehen hin und her und qualmen die Pfeife. Sie denken fort von uns.“

Philipp wollte erwidern.

„Nein, lassen Sie nur, Sie denken fort. Wir haben einen guten Winter zusammen verlebt, und wir waren gut zusammen. Ja, wissen Sie was, heimlich habe ich manchmal gedacht, Sie wollten ganz hier bleiben und mein Nachfolger werden. Heimlich — ich weiß ja, Sie sind zu gut dazu.“

„Es ist schön hier und schön bei Ihnen. Aber ich wüßte doch nicht, ob es noch so schön wäre, wenn Sie nicht mehr wären.“

„Ja, ich bin alt — und Sie haben recht.“

Sie setzten sich an das Fenster, durch das sie zum Walde hinsehen konnten. Hinter dem Dorfe stand er wie eine blau-schwarze Mauer, über deren Stamm die Sonne gleitet. Und sie sahen hier einen Augenblick stumm und sahen hinaus.

„Es tut einem ja immer weh, das Fortgehen“, begann der Alte. „Aber sehen Sie, nach so einem guten, langen Winter und so einer schönen Eingewöhnung, da wird's einem doppelt schwer. Und nun wollte ich noch um etwas bitten.“

Philipp sah ihn an.

Bitten Sie, lieber Herr Kollege.“

„Ich habe keine Kinder. Sie gehen mir jetzt wie ein Sohn fort. Ich wüßte ihn auch ziehen lassen. Man darf nicht daheim behalten, was hinaus will. Ich weiß auch, Jugend gehört hinaus, und das Alter gehört daheim zu bleiben. Aber würden Sie Ihr Fortgehen nicht noch um ein, zwei Monate hinauschieben können?“

„Das kann ich jetzt nicht bestimmt sagen. Aber vielleicht ginge es.“

„Wenn's ginge, wir bitten Sie beide darum, meine Frau und ich. Es wäre so schön von Ihnen. Sehen Sie, der März ist noch nicht herum, und der April spielt uns hier gewöhnlich arg mit. Die ganze schöne Winterkur ginge mir verloren. Und ich möchte doch gerne noch ein bißchen praktizieren, und auch — noch gerne ein bißchen leben.“

Philipp riß nervös an seinem Barte. Wenn der Alte so sprach, dann dachte er an keine Zukunft und nichts mehr, da dachte er nur daran, ja zu sagen und da zu bleiben für immer und ewig und den guten Leuten zur Seite zu stehen.

„Das da hinten ist Schlitterbach, da ist meine Frau her, und dort hinter der Höhe liegt Trachtenhausen, da bin ich her. Da ist mein Vater Schullehrer gewesen, und da war ich selbst Schullehrer, bis ich eines Tages davonlief und nach Bonn ging. Aber dann zog's mich wieder zurück, und ich habe mich hier als Arzt niedergelassen. Ich bekam in der Welt draußen keinen Boden unter die Füße, es glitt mir alles unter den Tritten weg. Es wurde nichts fest. Und ich blieb unsicher. Das ist so im Menschen. Es ging mir mit der Wissenschaft auch nicht viel anders. Erst hier habe ich mir alles fest gemacht und habe mich hier sicher gefühlt, im Leben wie im Beruf, und so bin ich geworden wie ich bin, klein und bescheiden, aber fest und gut.“

Philipp griff unwillkürlich nach seiner Hand. Und nun nahm der Alte die seine und drückte sie und behielt sie.

„Sie können es glauben, es ist mir alles gut, weil mir alles lieb ist, und ich habe keinen Vorwurf. Auch keine Sehnsucht. Nur an den Rhein habe ich manchmal gedacht in früheren Jahren. Immer, wenn das Frühjahr kam. Aber mit der Zeit hat es sich gelegt. Ich bin hier ganz festgewachsen, denn ich gehöre hierher. Und war hier so zufrieden, wie es nur ein Mensch sein kann, und wir sind's nun beide schon über vierzig Jahre.“

Dann sah er bewegt nach der dunklen Mauer des Waldes hin und sann verträumt ins Weite. Und Philipp wurde die Pfeife im Munde kalt.

„Ich weiß ja, die Welt ist anders geworden, hier noch nicht ganz, aber sie wird's auch werden. Was vom Militär kommt, die Handwerker, die aus der Fremde heimkehren und die jungen Leute, die in Gegenden verziehen, wo Fabriken sind, die tragen das Neue hinein ins Land. Mich hält aber das Alte noch aus. Der alte Stamm, der hier noch besteht, wir bewältigen es noch. Auch Sie waren das Neue für uns. Aber anders. Milder, verständlicher. Wir hätten zusammenwachsen können. Und ein wenig sind wir's ja auch. Drum tut mir's so leid, daß Sie gehen. Und was ich schon einmal gesagt habe, wenn ich einen Sohn hätte, wünschte ich, Sie wären's.“

Die Tränen standen ihm jetzt in den Augen.

Da merkte Philipp, daß er hier nicht länger bleiben dürfe, sonst bleibe er für immer. Er spürte, daß er hier schon Wurzeln geschlagen hatte. War er für das Stille in der Welt, für das Kleine und Enge, für das Begrenzte und Bescheidene? Oder war da ein Gerüberklang von Dorf zu Dorf, von den Menschen daheim und den Menschen hier, vom Kleinen zum Kleinen, von der engen Gasse, die an der Pariser Chaussee abbog zu dem behaglichen Doktorhause, das hier weltverloren stand in lauter Friedlichkeit und Behagen? Das wäre aber ein Abschließen und Beschneiden. Dafür war der Baum noch nicht hoch genug gewachsen, man durfte ihn noch nicht in die Breite treiben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Seestern.

Von Carl Gwald.

Jegendwo auf dem Grunde des Meeres trafen sich ein großer Dorsch, ein alter Hummer, ein Seestern und ein halber Sandwurm. Der Dorsch stand im Wasser und hatte sich übergeben. Mit seinen dummen Augen starrte er vor sich hin und mochte sich nicht vom Flecke rühren.

Der Seestern hatte seine fünf Arme um eine Auster geschlungen und war im Begriff, sie auszufragen. Die Auster hatte zunächst ihre Schalen fest geschlossen, aber dann spritzte der Seestern ein giftiges Zeug auf die Stelle, an der sich die Schalen schlossen, und da konnte die Aermste nicht mehr. Schon war sie halb ausgefragt, und der Seestern fing an, sich nach weiterer Nahrung umzusehen. Das konnte er, denn er hatte ein Auge auf der Spitze eines jeden Armes.

Dem Hummer ging es nicht gut.

Er hatte vor einigen Tagen die Schale gewechselt, und das neue Gehäuse war noch ganz weich. Drum verbarg der Kavalier sich unter einem großen Stein, als nicht und war ziemlich verdrücklich, wenn jemand ihn anredete.

Aber mit dem halben Sandwurm war es ganz schlimm bestellt.

Der hatte gestern seine hintere Hälfte verloren. Wie das zugegangen war, wußte er selbst nicht. Augen hatte er nicht, und darüber zu weinen, war kein Grund vorhanden, denn er hatte ganz und gar keine Verwendung für sie da, wo er gewöhnlich im Sande wühlte. Und dann wars im übrigen ein armpflegiger, weicher Bursch, der das Leben hinnehmen mußte, wie es kam, und dem es auch nicht einfiel, sich zu beklagen.

Nun ging er eben nur durch die Welt und suchte nach seiner Hälfte. Man küßt doch ungern ein, was man hat. Und je weniger man hat, desto mehr Wert legt man begreiflicherweise darauf.

Wie nun die vier Leutchen da unten sich aufhielten und jeder genug mit seinen Siebenfachen zu tun hatte, da kam ein großes Meerfischweib zu ihnen herunter.

Das verursachte ja einen Schreck. Der Dorsch machte einen Schlag nach der Seite, der Hummer kroch ganz unter den Stein, und der Seestern war nahe daran, die Auster fahren zu lassen. Der Sandwurm endlich merkte wohl an der Bewegung des Wassers, daß etwas los war, wußte aber wie gewöhnlich keinen Bescheid.

„Ha, ha!“ sagte der Dorsch. „Was bist Du für ein Fisch?“

„Ich bin gar kein Fisch, wenn ich bitten darf“, sagte das Meerfischweib.

„Aber Fischfresser hast Du doch, wenns auch ein bißchen plump ist“, entgegnete der Dorsch.

„Ich weiß wohl, der Schein ist gegen mich“, sagte das Meerfischweib. „Das hat mich oftmals geärgert. Es geht so weit, daß die Leute mich und meine Verwandten Walfische nennen. Und ich bin doch in Wirklichkeit ein vollkommen normales Säugetier.“

„Was ist das für Zeug?“ fragte der Dorsch.

„Das ist das vornehmste aller Tiere“, sagte das Meerfischweib. „Wir können überhaupt nicht im Wasser atmen, wie die Fische und das andere Getier hier unten. Wir müssen hinauf und Luft schnappen.“

„Armer Kerl“, ließ der Dorsch sich vernehmen.

„Ich komme Dir arm vor, Du dummer Dorsch?“ brauste da das Meerfischweib auf.

„Ja, Du bist doch zu bedauern“, sagte der Dorsch. „Weil Du dazu bestimmt bist, im Wasser zu leben — und daß Du das bist, kann ich an Deiner Gestalt sehen — da muß es doch greulich lästig sein, daß Du jeden Augenblick hinauf mußt, um Atem zu holen. Ich finde denn doch, daß ich besser geschaffen bin.“

„Bindest Du?“ sagte das Meerfischweib. „Ja, jeder nach seinem Geschmack. Es war recht dumm von mir, mich mit einer Person, wie Dir, einzulassen. Wie solltest Du das Leben und die Gefühle vornehmer Leute verstehen können. Nun geh ich wieder. 's war ganz zufällig, daß ich hier herunter kam.“

„Adieu!“ sagte der Dorsch. „Verlier die Luft nicht, bis Du da hinaufkommst, wo Du Dir neue holen kannst.“

Das Meerfischweib ging in die Höhe, und die andern lachten über den Besucher.

„So einer“, bemerkte der Dorsch. „Wie blödsinnig vornehme Leute sein können. Da segelt das Meerfischweib herum und bildet sich ein, daß es besser daran wäre, als wir, weil es im Wasser keine Luft kriegen kann.“

„Ja, solcher Dinkel ist eine schlimme Sache“, sagte der Hummer. „Wenn man älter wird, sieht man am besten, was er wert ist, und lernt, daß wir alle gleich sind vor dem lieben Gott.“

„Ra—a“, sagte der Dorsch. „Das scheint mir, heißt wieder ein bißchen zu weit gehen. Du hast selber gehört, wie ich diesen Prahlhans vorhin zurechtwies, also ich bin ein einfacher, rechtliebender Mann. Aber allen Unterschied kann man nun doch nicht aus der Welt beseitigen.“

„Also nicht“, sagte der Hummer. „Ja, mir ist es gleichgültig, solange ich meine Schalen nicht wiederhabe.“

„Ja, Du bist dabei, die Schalen zu wechseln“, sagte der Dorsch.

„Das kann nicht amüsant sein.“

„Nein, das kannst Du mir glauben“, sagte der Hummer, „besonders in meinem Alter. Hier geht man nun Tag für Tag sozusagen im bloßen Hemd umher und ist dem Zugwind ausgefetzt und all den andern Unannehmlichkeiten. Das ist das siebentemal, daß ich die Geschichte durchzumachen habe.“

„Derr Gott!“ sagte der Dorsch. „Und das läßt sich nicht vermeiden?“

„Nein, wie sollte das zugehen!“ erwiderte der Hummer. „Auf diese Weise wachsen wir ja.“

„Ganz recht“, bemerkte der Dorsch, „das vergaß ich. Ich dachte nicht daran, daß Du zu den niedern Tieren gehörst. Da kannst Du's selbst sehen, wie schlicht und aufrichtig ich bin.“

„Bin ich niedriger als Du?“ fragte der Hummer.

„Selbstverständlich!“ war die Antwort. „Du erkennst das am allerbesten aus Deiner Entwicklung. Die niedern Tiere machen es ebenso im Sprunge ab. Sie verwandeln sich oder sie werfen das ganze Skelett ab, wie Du jetzt. Bei den höhern Tieren geht das mehr gleichmäßig zu. Wir wachsen von Tag zu Tag unmerklich und stetig. Sollte ich mich schinden, wie Du, so stirbe ich auf der Stelle. Ich bin feiner veranlagt, verstehst Du.“

„Faselt der Dorsch?“ sagte der Hummer und kroch ganz unter

den Stein, obwohl er noch ziemlich weich war und jedes Sandkorn

spüren konnte, am das er rührte. „Soll das ein Zeichen Deiner feinen Veranlagung sein, daß Du stirbst, wenn Du den Rock abwirfst?“

„Natürlich“, sagte der Dorsch.

„Dann bin ich überaus glücklich, daß ich nicht fein veranlagt bin, sagte der Hummer. „Einen ähnlichen Unsinn habe ich noch niemals gehört. Alles in allem bist Du ja ein ebenso großer Narr, wie das Meerschwein.“

„Wir verstehen einander gewiß nicht,“ sagte der Dorsch. „Aber daran liegt ja an und für sich nichts Merkwürdiges. Leute verschiedenen Standes müssen überhaupt nicht zusammen schwätzen, abgesehen vom Allernotwendigsten. Die Tiefstehenden können es selten vertragen; sie werden eingebildet und naseweis.“

„Hat man schon so etwas gehört?“ sagte der Hummer.

„Adieu,“ sagte der Dorsch, vollführte einen gewaltigen Schlag mit dem Schwanz und war im selben Augenblick verschwunden.

„Gott mag wissen, was er sich einbildet,“ sagte der alte Hummer.

„Ja, ja,“ ließ sich der Sandwurm vernehmen.

„Wer ist das? . . . na, Du bist es, mein guter Sandwurm,“ sagte der Hummer.

„Ja, so ist es,“ sagte der Pierer.

„Wie geht es Dir?“

„Ach ja,“ erwiderte der Sandwurm, „ich kann wirklich nicht klagen. Sand gibt es ja immer genug, und wenn man das Ganze frisst, so müßt es doch sonderbar zugehen, wenn nicht ein bißchen für den Darm darunter wäre. Es ärgert mich nur so, daß ich meine hintere Hälfte verloren habe.“

„Gott behüte,“ sagte der Hummer. „Du armes Tier. Ich vermag es nicht, von dergleichen zu hören, solange ich weich bin. Was machst Du denn ohne Hinterteil?“

„Ja — man schlägt sich durch, so gut man kann,“ sagte der Sandwurm.

„Wie ist das zugegangen?“ fragte der Hummer.

„Was weiß ich davon,“ entgegnete der Pierer. „Ein armer Kerl, wie ich, muß die Dinge hinnehmen, wie sie kommen, und muß froh sein, daß man's Leben behält. Müht' ich nur meine Hälfte finden!“

„Was in aller Welt willst Du damit?“ bemerkte der Hummer. „Böses, ich will natürlich wieder mit ihr zusammenwachsen,“ antwortete der Sandwurm. „Was denn sonst?“

„Kannst Du das?“

„Ja, natürlich kann ich das. Wenn ich sie nicht ausfindig mache, muß ich mich daran geben, eine neue wachsen zu lassen. Aber das dauert selbstverständlich länger. Mit der alten war es ja leichter.“

„Merkwürdig, merkwürdig,“ sagte der Hummer. „Ich habe wohl gehört, daß man ein Bein oder ein Fühlhorn einbüßen kann, und daß das dann wieder wächst, — aber die ganze hintere Hälfte?“

„Ja,“ fiel der Sandwurm ein, „und doch ist es so. Na, man darf die Hoffnung nicht aufgeben. Kann ja sein, daß ich sie finde. Oder vielleicht auch eine andere.“

„Was sagst Du?“

„Ich sage, ich kann ja Glück haben und ein anderes Hinterteil finden,“ erklärte der Sandwurm. „Es ist doch gar nicht unwahrscheinlich, daß ein anderer Sandwurm dasselbe Unglück gehabt hat, wie ich. Unser sind wahrlich viele, und arme Wesen sind wir alle.“

„Aber Gott mög' sich erbarmen,“ sagte darauf der Hummer. „Wenn Du auch eine fremde Hinterhälfte findest — was kann sie Dir nützen?“

„I, ich kann doch mit ihr zusammenwachsen,“ sagte der Sandwurm. „Was sollte dem im Wege stehen?“

(Schluß folgt.)

Erika.

Von C. Schenling.

Zahllose Herbstmahnungen ringsumher erfüllen uns mit den betäubenden Vorahnungen des Scheidens — und doch gewährt auch die Zeit, in der wir just leben, eine reiche Fülle der anregendsten Naturbetrachtungen. Nicht wenige Menschen gibt es, für die der Herbst ungleich größere Reize birgt als selbst der Frühling. Und in der Tat, wenn ein kühler Lusthauch wohlklingend frisch uns durchschauert, wenn die Landschaft in schön kristallarer Bläue in so bunten Farben wie zu keiner Zeit vor uns liegt, wenn der „fliegende Sommer“ uns malerisch umschwebt, wenn der wunderbar blaue Himmel uns die lieblichsten Schäfchen zeigt, dann dünkt uns der „Altweiberommer“ wunder schön.

Mit Riesenschritten geht die Pflanzenwelt ihrem Schlaf entgegen; nur verhältnismäßig wenig Neuerscheinungen kommen noch zur Geltung. Indessen blühen noch zahlreiche Blumen, die blauen Gentianen, die bunten Asters, die Herbstzeitlose und mit ihnen viele unscheinbare Blümchen, Habichtskräuter, Wermut, Weisfuß, Nachtschatten u. a. m., und das ergibt immerhin eine reiche Farbenpracht. Die Waldwiese aber und die Waldränder erscheinen jetzt im lieblichsten Rot: viel tausend Sträuchlein der Erika haben ihre Blüthen geöffnet und verleihen Wald und Heide den herrlichsten Schmuck. Dem deutschen Volksglauben zufolge rührt die rote Farbe

der winzigen Blüthen von dem Blute jener Helden her, die bereinst auf der Heide erschlagen und in den Hünengräbern beigelegt wurden. Die Ruhe dieser alten Kämpen soll man nicht stören.

Schon bei uns werden ansehnliche Waldflächen von diesem Pflanzlande bedeckt. Manchen Gegenden aber, z. B. dem norddeutschen Tieflande, verleiht es durch sein geselliges Auftreten ein besonderes Gepräge. Und wahrlich, wenig Pflanzen gibt es, die so ausschließlich den Boden einer Lokalität für sich in Anspruch genommen hätten, so vollständig die Alleinherrschaft über ihn behaupten, wie unser kleines Heidekraut. Es zieht sich gesellig von den Niederlanden, man könnte wohl sagen von den Sandaros des spanischen Galizien bis an den westlichen Abfall des Ural. Jenwärts dieses europäisch-asiatischen Scheidegebirges verschwindet es zugleich mit der Eiche. In Deutschland allein bedeckt das Kraut an 500 Gebietsteilen und ist für das norddeutsche Tiefland so charakteristisch geworden, daß man große, steppenartige, nur mit dieser Pflanze bedeckte Flächen kurzweg „Heiden“ nennt. So z. B. die Lüneburger Heide. Die Pflanze ist in ihrer gesamten Eigentümlichkeit nur auf die Landstriche an der Nord- und Ostsee beschränkt. Zwar machen auch auf anderen Gebieten, z. B. an der Küste der Provence, die Eriken einen Hauptbestandteil der Vegetation aus, aber das Bild der Gesamtheit ist doch ein ganz anderes.

Der Boden, den die Heide bedeckt und den sie erst hat bilden helfen, ist der dürrigste der Welt. Darum gehört die Gattung der Heidegewächse mit ihren meisten Arten der trockenen Zone Südarikas an, wo beispielsweise im Kaplande an 2—300 Spezies ihre höchste Frucht und Leppigkeit bei staunenerregender Mannigfaltigkeit entfalten.

So wenig einladend und so einförmig die Heide auch ist, bildet sie dennoch ein wohlthätiges Element im Landschaftsbilde, denn ohne ihre Fähigkeit, den magersten Sandboden zu bewohnen, würde dieser alle Schrecken einer trostlosen Sandwüste bieten. Das Heidekraut mildert dies wie kein anderes Gewächs unserer Breiten und gibt einer Menge von Pflanzen Gelegenheit, sich unter ihrem Schutze anzusiedeln und zu gedeihen. Mit diesen Ansiedlern verbunden, erzeugt sie nach längeren Zeiträumen auch eine Humusdecke. Die Heidekräuter haben sich mithin das große Verdienst in der Geschichte der Kultur erworben, die ödesten und unfruchtbarsten Ländereien kolonisiert oder wenigstens doch einigermaßen bewohnbar gemacht zu haben. Das hat eine zweite Wohltat im Gefolge. Wo nämlich die Heide vom Wasser in der Weise überflutet werden kann, daß es zwar nicht Seen bildet, aber doch am Abfließen verhindert ist, da bringen Heide und Wasser das Moor zustande. Also auch in diesem Sinne wird das Heidekraut zu einem Wohltäter der Menschheit. Bedenkt man weiter, daß die Pflanze den kalten Norden, Island, Skandinavien, Rußland, Sibirien auf ähnliche Weise kolonisiert hat, so verdient sie eben allgemeine Beachtung.

Das Erka des Volkes ist die Calluna des Botanikers, die den deutschen Namen Besenheide führt. Nur da, wo der Boden moorartig sumpfig ist, entwickelt sich die echte Erika, die Stempfglockenheide. Wenn diese Art auch am Mittelrhein, in den Küstenprovinzen bis hinauf nach Danzig, im Brandenburgischen, im Königreich wie in der Provinz Sachsen gefunden wird, so ist sie doch weit seltener als Calluna. Und der von uns gepflückte oder gekaufte Erikastrauch besteht lediglich aus Stempeln und Zweigen der Besenheide. Davon kann sich übrigens jedermann leicht überzeugen: bei Calluna bilden die in zwei Reihen angeordneten Blüthen eine einseitige Traube, bei Erika stehen die Blüthen in einem endständigen Köpfchen; auch hier sind die Blüthen mit steifen Wimperläden besetzt, die dort fehlen. Sehr selten, und nur an vereinzelter Stellen des Rheinlandes kommt die graue Heide vor. Dagegen hat die vierte Art, die fleischrote Glockenheide, wieder eine weitere Verbreitung. Sie ist es, die in den Alpen ausgebreitete der Morgen- und Mittagsonne zugängliche Geröllhalden und Felsbänder mit einem dichten Teppich überzieht und diese Vorberge des majestätischen Gebirgszuges anfangs April mit den vollen Trauben der im Herbst des Vorjahres angelegten Blüten im prächtigsten Karminrot erstrahlen laßt. Diese Art läßt sich aus der alpinen Region bis hinab zu den niederen Höhen am Rande des Wiener Beckens, bis zu den Ufern des Gardasees und gar bis zur Küste der Adria verfolgen, woselbst sie durch die stattliche Baumheide, die ihren Namen durch ihre Größe vollkommen rechtfertigt, abgelöst wird.

Während in unseren Wäldern das Heidekraut zwei Spannen hoch wird erreicht es im norddeutschen Tieflande eine Höhe bis zu 1½ Meter. Trotz ihres besenartigen Habitus hat die Pflanze ein geselliges Neuzere. Nur spärlich sind Stempel und Aeste mit kleinen und zarten Blüthen bedeckt. Aus dem graubraunen Gezweig schauen die zerklüfteten, karosigen zu Nebeneinander geordneten Blütenlocken hervor. Die Öffnung der Blüthen ist stets nach einer Seite und zugleich schräg abwärts gerichtet, welche Stellung für die Erhaltung der Pflanze von größter Bedeutung ist. Die Entwicklung der Blüten beginnt an der Spitze des Zweiges und schreitet nach unten vor. Gleichzeitig mit dem Öffnen der Krone kommt die Narbe in Sicht, indem sie von dem sich verlängernden Griffel über den Blütenrand hinaus geschoben wird. Die um den Griffel gruppierten Staubgefäße sind währenddessen noch in der Blüte verborgen. Das nach Honig suchende Bienlein muß die hervorstehende Narbe notwendig streifen, wenn es zu dem auf dem Blütenrand liegenden Nektar gelangen will. Hatte es zuvor nun andere Erikenblüten besucht, so wird ein

Teil des in seinen Höschen hängengebliebenen Blütenpollens auf der Narbe der eben aufgesuchten Blüte haften bleiben und die Bestäubung ist erfolgt. Mitterweile haben sich an den Staubbeutel Löcher gebildet, die so genau angeordnet sind, daß die des einen Staubbeutels die der Benachbarten vollständig bedecken, der in den Beuteln enthaltenen Pollen also nicht herausfallen kann. Nur durch Verschlebung der acht ringförmig zusammengestellten Staubbeutel ist dieses möglich und geschieht auch, sobald eine Biene ihren Rüssel durch den Ring zwängt. Zudem sie vom Nektar naht, entladen die Antheren (Staubgefäße) ihren Inhalt auf Rüssel, Kopf und Brust des Besuchers. Dieser fliegt davon und überträgt den Blütenstaub auf die Narbe einer zweiten Blüte.

Mag nun die Narbe einer Blüte durch Vermittelung der Bienen mit dem Pollen einer anderen Blüte belegt worden sein oder nicht, stets welkt sie nach wenigen Tagen ab und ist dann nicht mehr fähig, Pollen aufzunehmen. Dagegen verlängern sich die in derselben Blüte vorhandenen Staubfäden, die bisher in der Krone verborgen waren und schieben ihre Antheren vor die Öffnung der Blumentrone. Dadurch geht diejenige der Zusammenhalt verloren und bei der leichten Berührung verlieren sie ihren Pollen und zwar auf die noch belegungsfähigen Narben der unter ihnen stehenden jüngeren Blüten. So lernen wir im Heidelkraut eine Pflanze kennen, die anfangs insektenblutig später windblutig ist.

Der Honigreichtum der Blüte macht das Heidelkraut zu einer wichtigen Bienepflanze. Da es aber erst im Juli zu blühen beginnt, stellen die Heidebewohner ihre Bienenzüchtung während des Frühlings in Naps- und Mühlensfelder, dann sucht der Jmmer mit seinen Körben die Nachbarschaft von Buchweizenbreiten auf. Und solche sind immer in der Nähe des Heidelkrautes — gilt dieses doch als bester Dung für das aus dem Morgenlande eingeführte Hirse Korn. Im Juli wird dann der „Jummenzaun“ inmitten der blühenden Heide errichtet und bleibt dort seinem Schicksal so lange überlassen, bis die Stöcke mit Honig gefüllt sind. Viele Heidebewohner widmen sich ausschließlich der Jmmererei; andere betreiben sie neben der Landwirtschaft und geben ihre Honigaussbeute an die Bienenzüchter von Verfaß ab, die einen förmlichen Großhandel mit Honig und Wachs treiben. Besonders ist Homburg der Ort, wo der Jmmer starken Absatz für seine Ware findet.

Das Heidelkraut hat aber eine noch viel bedeutsamere Rolle gespielt. Heidelkraut war es, das nach Abfluß des Ozeans, aus dem das mittlere Deutschland, die grünbewaldeten Berge Englands und die starren Felsentuppen Norwegens inselartig hervorrangten, sich des zurückgebliebenen Meeresandes bemächtigte, sein bindendes Wurzelwerk durch diesen zog und so zur Bildung der nordwesteuropäischen Küste beitrug. Heidelkraut ist es, das noch heute den lodernen Sandboden zusammenhält und unwirtschaftliche Strecken bewohnbar macht. Die Bewohner der Heidegegenden fristen zwar ein hartes Dasein und nur durch schwere Arbeit gelingt es ihnen, den feinen Standort hartnäckig behauptenden Strauch zu betwähigen. Es wird entweder niedergemäht oder die Heidenarbe in Pflagen (runde oder viereckige Schollen) dünn abgeschält und als Stallstreu benutzt; auch wird das Kraut mit anderen Stoffen zu Dünger verarbeitet. In getrocknetem Zustande dient die Heide zum Heizen und zum Verfärbigen der Jogen. Heidebesen. In Faschinenform wird sie als Grundlage zu Wasserbauten sowie zum Eindecken der Dächer benutzt. Auch als Kultur-erzeugerin spielt die Pflanze eine Rolle. Mit der Kiefer bildet sie nicht nur eine Genossenschaft, sondern begünstigt auch deren Wachstum auf schlechtem Boden; mit der Fichte dagegen lebt sie auf Kriegsfuß und läßt Fichtenkulturen nicht auskommen, weshalb sie vom Forstmann zu den lästigen Forstunkräutern gerechnet wird. Von den twinzigen Samen nähren sich Winters über viele Vögel; den alten Volksspruch, daß die Pflanze eben um der gesiederten Gäfte halber vor eintretendem strengen Winter doppelt blühe und doppelt Samen reife, verweist die Wissenschaft aber ins Reich der Fabel.

Es ist erklärlich, daß das Heidelkraut überall da, wo es in Menge auftritt, einen geheimnisvollen Zauber auf den Volksgeist ausübt. Die von ihm bedeckten Flächen sind das Sinnbild der Einseitigkeit und in der Tat ist nichts Einförmigeres zu denken als eine weithin sich streckende Ebene mit dem graubraunen Gesträuch bedeckt. Freilich, wenn man den Boden genauer betrachtet, da findet man wohl die kriegenden Wurzeln von ein paar Seggen, selbst ein kleines Nispengras hat sich hier und da angesiedelt und der trockene Sand ist firdenweise vielseitig auch mit grauweissen Flechten, mit Säulchenflechten, deren braune und rote Becher (Apothecien) höchst zierlich dem säulenförmigen Fruchtlager angeheftet sind, bedeckt, für die Besamtheit gehen indessen diese spärlichen Sandspröhlunge verloren.

Wird der Boden aber sumpfig und moorartig, dann entwickelt sich sofort die mannigfaltige Vegetation des Moores. Die Sumpfglockenheide mit ihren dunkelstacheligen Blütentrauben tritt an Stelle der Calluna und die zierliche Moosheidebeere schmiegt sich kriechend dem feuchten Boden an, aus dem allenthalben die bleichgrünen Torfmoose hervorsprossen. An langen dünnen Halmen glänzen die feidenen Haarbüschel des Vogelfragels und die gelben Blüten der Cinerarien geben der Vegetation ein lebhafteres Kolorit. Unter den hängenden Ästen niedriger Birken und Erlen breitet die Stechapfelm ihre dunkelgrünen behetzten Blätter aus. Auf dem aus zahlreichen Grasarten und Seggen gebildeten Rasen stehen stachelige Ginsterbüsche und hemmen den Fuß des Wanderers, und der Bestenstrauch

erhebt auf sandigen Stellen seine grünen, langen Ästen mit den großen, gelben Schmetterlingsblüten. Das ist die Moorweide in ihrer angenehmen Gestalt. Freilich, wo sie sich zu meilenteilen Torfmooren ausbreitet, da ändert sich bald ihr physiognomischer Einbruch: sie wird zu einem der düstersten Vegetationsbilder, die je das Auge erschauen kann.

So zierlich die Heidekrautarten selbst sind, so zierlich sind auch ihre Verwandten. Hat doch der Botaniker eine nahestehende Gattung der Schönheit ihrer Blüten halber nach der äthiopischen Königstochter Andromeda benannt. Die östlichsten Vorposten dieser Familie, Rosmarinheide und Lavendelheide, werden in den Torfmooren Ostpreußens gefunden. In den Heiden und Nadelwäldern Norddeutschlands tritt truppweise die fleischfarbene blühende, schwarzlachrote fruchtige Varentraube auf, die als Kelpelerin rötlich-weiß blüht und schwarzblaue Früchte trägt. Bekannter als sie sind aber jene kleinen Sträucher, die in den Wäldern des Flachlandes ganze Strecken überziehen und oft ganze Bergtäler bedecken und deren Früchte roh und in den verschiedensten Zubereitungen gern gegessen werden — Heidelbeere und Preiselbeere.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Reinheit der Schwimmbäder. Trotz der großen Anstrengungen und Aufwendungen, die von den meisten größeren Gemeinden für die Einrichtung von Volksbädern geleistet werden, können diese Anstalten doch immer nur einen kümmerlichen Ersatz für die Bäder im Freien bieten. Sie haben auch den Nachteil, daß das Wasser beim besten Willen und bei sorgsamster Beaussichtigung nicht so sauber erhalten werden kann wie das eines Sees oder Flußlaufs. Die natürlichen Gewässer sind selbstverständlich, namentlich wenn ein größerer Schiffsverkehr darauf stattfindet, der Verunreinigung in hohem Grade ausgesetzt, aber sie besitzen dafür die Fähigkeit, sich selbst zu reinigen, wobei wahrscheinlich die Einwirkung der Sonnenstrahlen die größte Rolle spielt. Es ist beispielsweise in Indien nachgewiesen worden, daß ein Fluß, dessen Wasser bei einer Großstadt unzählige Cholerakeime enthielt, schon wenige Kilometer unterhalb von diesen völlig frei war. Bei geschlossenen Schwimmbädern ist das selbstverständlich ganz anders, und man sollte daher nirgend von der Bestimmung abgehen, daß jeder zum wenigsten eine Reinigung unter der Dusche vornimmt, bevor er sich ins Wasser begibt. In einem vielbesuchten Bad wird es jedoch nur schwer möglich sein, auf die Durchführung dieser Bestimmung in allen Fällen zu achten, und auch dann würde einer Verunreinigung des Wassers noch nicht mit Sicherheit vorgebeugt sein. Die Hauptsache bleibt die Aufklärung des Volks darüber, daß es die einfachste Rücksicht auf die Mitmenschen verlangt, ein Schwimmbad nicht als Reinigungsbad zu betrachten und vor allem auch im Bade selbst alles zu vermeiden, was zu einer Verunreinigung führen könnte. Außerdem sollte jeder den Besuch von öffentlichen Bädern meiden, der erst vor kurzem eine ansteckende Krankheit überwunden hat, denn es ist zum Beispiel unzweifelhaft, daß die Keime der Diphtherie sich noch längere Zeit im Halse von Personen finden, obgleich sie die Krankheit anscheinend längst überwunden haben. In dieser Hinsicht haben also auch die Eltern die Verpflichtung, ihre Kinder, die von einer ansteckenden Krankheit genesen sind, noch einige Zeit aus öffentlichen Bädern fernzuhalten.

Geographisches.

Neue Gletscherforschungen. In dem letzten Bericht der internationalen Gletscherkommission ist wiederum eine Uebersicht über das Verhalten der Gletscher in den verschiedenen Hochgebirgen der Erde gegeben worden. Diese neuesten Angaben beziehen sich erst auf das Jahr 1908, weil die Sammlung der Beobachtungen, wie man sich denken kann, längere Zeit in Anspruch nimmt. Das Hauptergebnis lautet noch immer dahin, daß die Mehrheit der Gletscher im Rückzug begriffen ist, obgleich der Grad der Veränderungen nicht erheblich ist. In den Schweizer Alpen nehmen wahrscheinlich oder sicher 36 Gletscher ab, 14 dagegen zu. In den Ostalpen zeigt nur ein Gletscher einigen Fortschritt, die übrigen durchweg eine Abnahme. Auf dem Rückzug befindlich sind ebenso die Gletscher in den italienischen und französischen Alpen, während die der Pyrenäen ein Vordringen aufweisen, obgleich auch dies nicht erheblich ist. Von norwegischen Gletschern haben 35 unter Beobachtung gestanden, von denen 10 anwachsen und 22 zusammenschrumpfen. Auf den inneren Hochländern Norwegens folgt das Schwanken der Gletscher den Schwankungen des Klimas unmittelbar, während es an der Westküste etwas verzögert eintritt. Bei den auf schwedischen Gebieten gelegenen Gletschern ist ein Vordringen beobachtet worden. Die Gletscher in Nordamerika scheinen in verschiedener Richtung vom Klima beeinflusst zu werden, also bald vorzudringen, bald abzunehmen. Von den Gletschern Afrikas ist es bisher nicht möglich gewesen, eine stetige und einigermaßen vollständige Auskunft zu erhalten. Im allgemeinen gelangen die Sachverständigen aus den jetzt vorliegenden Beobachtungen zu dem Ergebnis, daß die Zeit des Gletscherrückzugs, die vor ungefähr einem halben Jahrhundert begonnen hat, vorläufig noch andauert.